

»Ein Manifest für den Glamour, eine Lanze für das Rumliegen,
die Völlerei, den Kitsch.«

PLEASURE



JOVANA REISINGER

park x ullstein

Jovana Reisinger
Pleasure

Jovana Reisinger

PLEASURE

park x ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



park x ullstein ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.parkxullstein.de
Instagram: @parkxullstein

ISBN 978-3-98816-014-0

© der deutschsprachigen Ausgabe

2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Scala OT

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Inhalt

Prolog: Das Ende eines Jahrtausends	6
Ich ziehe mich an,	18
... um essen zu gehen.	148
Und im Anschluss schlafe ich.	240
Epilog: Das Ende einer Ära	308
Danke.	319
Register	320

Prolog

Das Ende eines Jahrtausends

Am 11. August 1999 glaubte unsere Küchenhilfe, dass die Welt untergehen würde, kam aber trotzdem pünktlich zur Arbeit. Der Mond schob sich zwischen Erde und Sonne, verdunkelte die Sonne, und während wir, meine Familie und ich, mit all den Nachbarinnen, Nachbarn und den Verwandten draußen auf der Terrasse unseres oberösterreichischen Wirtshauses die gratis Sonnenfinsternis-Schutzbrillen aus den Fernsehzeitschriften und Kiosken aufsetzten, um das Jahrhundertereignis zu begutachten und vor allem zu *erleben*, schrubbte und polierte die Frau, die ich fortan Charlotte nenne, weil niemals eine*r denken würde, eine Charlotte wäre Küchenhilfe eines Dorfwirtshauses in Oberösterreich, bis zur letzten Sekunde pedantisch die Arbeitsplatten meines Vaters, nur um sich dann Schutz suchend, und vor allem um das Ende der Zeit nicht mitansehen zu müssen, unter ihnen in Sicherheit zu bringen. Charlotte, die uns tagelang auf die anstehende Auslöschung der Menschheit vorbereitet hatte, die Bibeldverse rezitierte und Rosenkränze zum Segnen in die Dorfkapelle brachte, die ihre eigene Familie in der Annahme, sie nie wiederzusehen, zu Hause zurückgelassen hatte, sich morgens verabschiedete, vielleicht unter Tränen, vielleicht durchaus mit Erleichterung und einem Gefühl von Genugtuung, aber ich spekuliere nur, denn gefragt habe ich sie nie, die Charlotte also ließ es sich nicht nehmen, ihrem regulären Arbeitsalltag nachzugehen und auf die Minute genau ihre Schicht zu beginnen, was selbst mir als Zehnjähriger imponierte. So viel Arbeiterrinneneifer am letzten Tag der Erde oder überhaupt an ir-

gendeinem anderen würde ich heute, jünger als Charlotte damals, nicht aufbringen.

Ganz im Gegenteil. Ich würde, wäre ich wirklich überzeugt vom anstehenden Weltuntergang, überhaupt nichts mehr leisten, außer den großen Abschied, ein letztes Hurra und die maximale Entgrenzung, einen einzigen hemmungslosen Exzess. Niemals aber würde mein Plan vor dem Abtritt darin bestehen, die kleine, jedoch äußerst gut ausgestattete Profiküche sauber zu machen und für den Koch zu präparieren, der zwar mein Chef ist, aber außerdem hirnrissig genug, im Anschluss an das alles vernichtende Spektakel ein ausgefallenes Menü servieren zu wollen, denn so eine totale Sonnenfinsternis passiert ja wirklich nicht alle Tage, und da könne man, so die Meinung dieses Chefs, auch herausgehoben speisen, als Zelebrierungsmaßnahme und Markierung von Besonderheit. Um dem Weltuntergang mit offenen Armen entgegenzutreten zu können, ihn also zu feiern, statt tatsächlich bei einer profanen Arbeitstätigkeit vom Untergang alles Menschlichen überrascht zu werden und unvorbereitet beim Schufoten – oder wie er, der Chef, gesagt hätte, beim *Hackeln* – zu verrecken, braucht es offensichtlich ein konkretes Datum und nicht diesen mal diffusen, mal deutlicheren, jedoch immerzu drohenden und spürbaren, menschengemachten Klimawandel als Endzeitgarant oder das Mikroplastik in unseren Körpern und in überhaupt allen Körpern der Lebewesen dieser Erde. Man braucht etwas wie den legendären 21. Dezember 2012, der das Ende des Maya-Kalenders markiert, oder etwas Ähnliches, irgendein symbolisches Ende.

Charlotte hatte ihren 11. August 1999 und wusste, das Leben, die Gesellschaft und der Planet würden sogleich verschwunden sein, sich auflösen, verschlungen werden, oder, das war ihre größte Angst, es würde schlichtweg für immer dunkel bleiben, und alle würden langsam krepieren. Gegen elf Uhr dreißig war es Zeit dafür. Die Küche blitzte, Charlotte

hatte ihr Tagwerk vollbracht und stand allein und aufrecht vor der Salatkühlung, während das halbe Dorf in unserem Biergarten Platz genommen hatte. Die enorme Nachfrage an Schutzbrillen konnte bis zum Schluss nicht gedeckt werden, und Europa starrte, zum Teil ungeschützt oder schlecht präpariert, allerdings erwartungsvoll in den Himmel. Keine Wolke störte, es herrschte freie Sicht, der Attersee, über dem die Mitte der Totalitätszone in Oberösterreich, also die ultimative Sonnenfinsternis, inklusive Temperaturabfall und Sichtbarkeit hellerer Sterne stattfand, war 55 Kilometer entfernt und die Stimmung prächtig.

An dieser Stelle muss man sich doch spätestens fragen: Charlotte, wozu das Ganze? Es muss Charlotte klar gewesen sein, dass im Falle eines Weltuntergangs weder mein Vater noch meine Mutter an eine faire Honorierung ihrer vorausschauenden Reinigungstätigkeiten denken würde. War das Pflichtgefühl, oder war die Arbeit zum einzig möglichen Ausdruck ihrer emotionalen Schieflage geworden? Ein Nachbar zählte mit theatraler Stimmhaftigkeit stupide die Minuten bis zum Ereignis herunter, Charlotte verkroch sich derweil tiefer ins Herz der Wirtschaft. Dann war es so weit. Die Gesichter im Biergarten wurden noch angestrengter in den Himmel gestreckt, Charlotte indessen vergrub das ihrige in den Händen. Stille, Erwartung auf das große Ende. Die Schönheit der Sonnenfinsternis, die Besonderheit des ganz großen Gemeinschaftserlebnisses, und schwups, war's schon wieder vorbei. Die Angelegenheit dauerte nur kurz, etwa eine Minute, und mit der Rückkehr der für kurze Zeit verstummten Tiergeräusche füllten auch die Stimmen der Betrachter*innen erneut den Biergarten. Wow! Unglaublich! Der Wahnsinn! So ein Spektakel! Atemberaubend!

Charlotte wurde jedenfalls, nachdem sich die Euphorie über die Verdunklung allmählich gelegt hatte – Erdbeben, tote Vögel, die vom Himmel fielen, vollständiger Zusammen-

bruch des globalen Internetnetzwerks, ein implodiertes Atomkraftwerk, ein klaffender Riss im Boden, all das war ausgeblieben –, zitternd, betend und entgeistert unter der Arbeitsplatte neben der Salatkühlung vorgefunden, anschließend an einen Tisch gesetzt und von eilig helfenden Händen betreut. Da wurde der Puls am Handgelenk kontrolliert, Luft zugefächert, ein Soda Zitron angeboten, ein Traubenzucker verabreicht, auf die Schulter geklopft und der Handrücken getätschelt. Charlotte allerdings wollte nichts von alldem, ihr wurde zunehmend schwindelig und schwindeliger. Es dämmerte ihr: Das Leben nach dem Weltuntergang war das Leben vor dem Weltuntergang geblieben.

Was für eine elendige Gemeinheit! Da hatte sie gebetet und gelitten und ein Leben lang gearbeitet und war sparsam und genügsam und lebte mit allen Entbehrungen und war freundlich und anpassungsfähig und zäh und resilient und jammerte nicht und gebär Kinder und horchte auf einen angetrauten Mann, den sie sich nicht mal wirklich selbst aussuchen durfte, lebte in einem kleinen Haus, welches sie auch nicht wirklich aussuchen durfte, weil es eben schon seit dann und dann im Familienbesitz war, baute ihr eigenes Gemüse an und kochte und putzte und pflegte und tat, wie von ihr verlangt, aber letztendlich saß sie da, alles ruiniert, alles vorbei, und alles blieb wie eh und je, wie gehabt und wie zuvor. Dieser Weltuntergang, so schoss es Charlotte durchs Hirn, ist die größte Enttäuschung ihres Lebens, eine einzige Frechheit, schlimmer als jede bisher erlebte Demütigung, die absolute Hölle.

Das, aber irgendwie anders formuliert und vor allem auf Mundart, schrie sie fassungslos in die leicht erröteten, heiteren Gesichter, die sich vor ihr versammelt hatten, die sie entweder aus- oder anlachten, die entweder helfen oder ihre eigene Dummheit über das Megaversäumnis mitteilen wollten. So ein Jahrtausendereignis schweißt die Menschen zusammen. Nur die nicht, die es verpassten. Charlotte schwitzte, sie atmete

tief und schwer, sie verengte ihre Augen und zog ihre Mundwinkel nach unten, während der Vater in der Küche gut gelaunt mit scharfen Messern hantierend das Spezialmenü zubereitete und die Mutti das Bier und die weißen Spritzer in einem hohen Tempo einschenkte und an die vielen Tische brachte, weil plötzlich alle einen enormen Durst bekommen hatten von dieser Grenzerfahrung. Die kleine Menschentraube um Charlotte wurde beim Anblick der keifenden Frau ganz ergriffen und entschied, sich selbst in Sicherheit zu bringen, denn die eigentlich so Zierliche war schlagartig nicht mehr fromm und ängstlich, sondern hasserfüllt und verkrampft und erschien stärker als jemals zuvor. »Ist das hier die Hölle?«, fragte sie in die verdatterten Gesichter, die sich ihr noch zuwandten, und riss der Mama beim Vorbeigehen das Tablett aus den Händen, die sich davon nicht beeindrucken ließ, sondern einen Ausruf des Erstaunens geltend machte, so als würde sie uns Kinder oder den Hund ermahnen. »Die Scherben räumst aber jetzt sofort selber auf«, schob die Mami hinterher, als sie wieder zur Schank ging, um die Getränke erneut zu zapfen und einzuschenken, und ich setzte mich neben die schunkelnde Oma, weil irgendwer ein deppertes Volkslied sang und Stimmung machte und die Omi die Stimmung sofort spürte. Charlotte war sich indes sicher, dass die Welt untergegangen war und dass es sich bei der Fortsetzung der bekannten Welt nach ihrem Untergang um die allergrößte Strafe Gottes handelte, also beschloss sie, dass es jetzt auch schon wurst (egal) sei, stellte sich auf den Tisch und verlangte nach dem Selbstgebrannten, den der Vati der Gesetze wegen oben auf dem Küchenschrank versteckt hielt. »Her damit!«, schrie sie in Endlosschleife, und zu ihrer eigenen Überraschung stimmte die gesammelte, satte und trunkene Wirtshauskund*innenschaft direkt ein. »Jawoll«, schunkelte die Oma, »her damit!«, und der Papa, der überhaupt nichts von dem ganzen Ausraster mitbekommen hatte, kam aus der Schwingtür geschlüpft und

schaute auf einen aufmüpfigen Haufen Dorfbewohner*innen, von denen so manche unsere Verwandten oder Freund*innen waren, und wusste gar nicht sofort, was er denn nun bringen sollte. »Her mit dem Essen?«, fragte er ungläubig. »Geh heast! (Also bittel)«, krächzte die Anführerin, »den Selbstgebrannten sollst bringen!« »Den Selbstgebrannten?« »Der, von dem manche blind werden halt!« »Her damit!«, verlangte jetzt auch die Mama, und damit war eh alles entschieden, also verschwand der Vati noch mal im aufpolierten Arbeitszimmer und kam mit einer unbeschrifteten Flasche wedelnd wieder hervor. Die Wirtshausbesucher*innen brachen in ekstatische Freude aus, und die Mutti war sich jetzt auch sicher, dass alle restlos den Verstand verloren hatten, und ich fand es auch grad lustig, und die Omi klatschte in die Hände, und das Volkslied wurde immer noch blöder und die Stimmung immer noch besser. Jedenfalls ging Charlotte dann von Tisch zu Tisch und schüttete einer Person nach der anderen den Selbstgebrannten in den Rachen, und diejenigen, die sie am wenigsten mochte, bekamen besonders viel davon ab. Am Ende des Tages waren alle sternhagelvoll und legten sich in der Wirtsstube nieder, manche blieben direkt im Biergarten.

Irgendwann fanden wir Kinder es öde, stiegen hinauf in den ersten Stock und schauten dort fern. Charlotte trat am nächsten Morgen ihren Dienst an, wie immer auf die Minute genau. Meine Eltern waren noch etwas derangiert, aber auch sie nahmen sich der selbstauferlegten Pflicht wieder an. Die Hölle ging weiter, man hatte sich damit abgefunden. Die Hölle, das bedeutete Arbeit ohne Ende im eigenen Betrieb und die Hoffnung auf bessere Umstände, auf mehr Geld – das wurde mir in dieser Sekunde klar, als Charlotte ausrastete –, selbst in der Hölle darf man nur gelegentlich, so selten wie nur möglich die Lust, den Spaß und die Genussfähigkeit verlieren. Denn sonst wird's unerträglich und entsetzlich, und das will wirklich niemand, dann ist alles verloren, dann wird

es wirklich finster, auch ohne Sonne-Mond-Zusammenspiel der Extraklasse.

Arbeit war Charlottes Leben. So begannen schon Geschichten vor dem 21. Jahrhundert. Selbstverwirklichung durch eine sinnvolle Tätigkeit, vielleicht sogar gesellschaftlich relevant und angesehen. In der Charlotte-Variante muss das ohne Sozialprestige funktionieren, ihre Arbeit brachte ihr keinen Respekt ein. Sie war dazu da, ständig einem Koch hinterherzuputzen, für ihn irgendwas herzurichten und zu verräumen, damit er eine elendige Sauerei bei seiner eigenen Selbstverwirklichung machen konnte. Eine Sauerei, die er niemals eigenständig beseitigte, so als würde sie zu seiner Passion nicht dazugehören. Dafür hatte man ja die Charlotte eingestellt. Sie war dazu da, die Träume meines Vaters wahr werden zu lassen (innerhalb ihrer Möglichkeiten). Präziser formuliert: Arbeit war Charlottes Leben, weil Charlotte ihr Leben sonst nicht hätte finanzieren, also leben, können. Freizeit wird in maximal zwei Tage pro Woche gesteckt, das sogenannte Wochenende, da bleibt wenig Zeit, um das Leben zu genießen, und noch weniger Zeit, sich politisch zu organisieren oder sozial zu engagieren.

Ich denke oft an Charlotte, die eventuell längst verstorben ist. Und immer wenn ich an sie denke, fällt mir wieder ein, wie entschlossen sie am Tag des Weltuntergangs, zumindest hatte sie ihn erwartet, zur Arbeit gegangen war. Am 11. 8. 1999 hat eine Reinigungskraft namens Charlotte mir den größten Erkenntnisgewinn meines bisherigen Lebens verschafft. An diesem Tag, während sich die Erwachsenen den Selbstgebrannten reinschütteten und über ihre schmerzenden, abgearbeiteten Körper klagten, beschloss ich, mich für alle Zeiten fernzuhalten von einer demütigen Arbeitsmoral, von Lebenszeitvergeudung durch Arbeit, die mir keine Freude macht. Erst später, viel später, habe ich verstanden, dass es sich dabei selten um eine freiwillige Entscheidung handelt.

Nicht alle können sich Selbstverwirklichung leisten – und dabei gut leben. Manche sorgen dafür, dass andere es schaffen. Sie putzen die Arbeitsplatten, machen Pläne, assistieren, bereiten vor und bereiten nach. Manche gehen beim Versuch zugrunde oder geben irgendwann auf. Ich gehöre nicht dazu.

Charlotte, die den Schnaps ihres Cousins übrigens regelmäßig über Ländergrenzen schmuggelte und genauso gerne teilte wie trank, hat im Moment der größten Resignation den richtigen Impuls gesetzt und durch bedingungslose Hingabe an die Gegenwart den dringend notwendigen Exzess initiiert. Wie wäre das denn sonst auszuhalten? Eben. Die Feste feiern, wie sie fallen, so auch den (verschobenen) Weltuntergang. In einem arbeitsreichen Leben, in einem mit vielen Pflichten und vielen Sorgen, ist der Genuss die verdiente Belohnung. Über die Belohnung hinaus geht die Dekadenz, die verschwenderische Fülle. In so einem *kleinen* Leben, einem mit mehr Entbehrungen als Bonuszahlungen, ist die Hingabe an Pleasure beinahe eine Form des Widerstands. Eine Grenzüberschreitung.

Pleasure steht für Genuss und Bedürfnisbefriedigung: eine Praline, das gute Obst, der Edelschmuck, die Freibadpommes, die Designerhandtasche, der Kuss, die geilen Heels, der Sonnenuntergang, die Umarmung, ein Käsebrot, die Postkarte aus dem Urlaub, der Urlaub, die Berührung, das ausgeschlafene, erholte Aufwachen, der richtige Satz, das merkwürdige Ereignis, die ergreifende Kunst, der alles verschlingende Sex. Um ein Bedürfnis befriedigen und genießen zu können, muss es als solches nicht nur erkannt werden, sondern man muss sich dem Wunsch danach hingeben, in gewisser Weise *sich ergeben*. Man muss es sich wortwörtlich leisten können. Ohne Scham oder Schuldgefühl. Ein *Guilty Pleasure* ist kein Pleasure. Pleasure steht dafür, sich selbst und anderen etwas gönnen zu können, Eigennutz und Altruismus nicht im Widerspruch, sondern in einer kongenialen Ergänzung. Aus dieser beinahe idealistischen Betrachtung heraus sorgt Pleasure

als Haltung auch für Irritationsmomente, für Frustration, ist in gewisser Weise die reinste Form der Provokation.

Pleasure ist die Behauptung des guten Lebens, der Sorglosigkeit, des Luxus, des Vergnügens, der Unterhaltung. Wie ein ewiges Reenactment bekannter Highlife-Szenen, einer bestimmten dekadenten Symbolik, Imitation und Ritual – aber eben auch der Beweis der Genussfähigkeit. Pleasure geht auch kleiner als Jachthafen, Jetset und Edelrestaurant. Pleasure geht auch auf dem Balkon, dem Sofa, in guter Gesellschaft oder allein.

Liegt es in der Eigenverantwortung, ein gutes, schönes, ausschweifendes, sexy, selbstbestimmtes Leben zu führen – entgegen den strukturellen Demütigungen, Niederlagen und Felsbrocken, die in so manche Lebenswege gelegt wurden, dass es scheinbar für immer nur so scheppert? Pleasure ist keine Notwendigkeit, Pleasure ist eine Einladung.

Die Haltung des behaupteten Luxus ist zweifelsohne eine Pose, eine Selbstinszenierung, Darstellung. Meine liebste Spielart des Pleasure ist der Glamour, dazu später mehr. Aber Pleasure ist, meinem Verständnis nach, vielmehr eine Haltung als eine Lüge, ist eine lebensbejahende Praxis – bei manchen bedeutet das: allen Widrigkeiten zum Trotz. Das kostet Kraft, Ressourcen und verursacht Schmerzen. Für andere ist es ein Prinzip, eine Forderung, das sogenannte Entitlement, also eine unverfrorene Anspruchshaltung, eine Beiläufigkeit, Normalität. Pleasure ist moderner Manierismus und das Codewort für Extravaganz. Für mich ist Pleasure eine Haltung, die von unten kommt und die *oben* entweder als anmaßend, vulgär oder unkritisch wahrgenommen wird. Weil aber jede*r, nicht nur manche, entscheiden darf, was Kritik ist, behaupte ich: Pleasure ist eine ästhetisch-weltanschauliche Revolution.

Mag sein, dass das zu hochtrabend scheint, zu dick aufgetragen und aufgesetzt. Zu schwülstig süß, regelrecht vor Sen-

timentalität und Emotionalität tropfend, wie fetttriefende Mehlspeisen aus der Fritteuse oder eine lustvoll nasse Vulva. Aber ich glaube daran. So, wie ich an den Humor glaube. An die Widerstandsfähigkeit, die Resilienz, aber auch an die Ruhe und Erholung. Ich will über das ausbeuterische System lachen und trotzdem in ihm brillieren. Ich will die Gemeinheiten der unfairen Verteilung sämtlicher Mittel adressieren und dafür gelobt und bezahlt werden. Ich will mich der Selbstverwirklichung verschreiben und trotzdem geliebt werden. Nicht nur für meine Kunst, sondern trotz meiner Kunst. Warum das ein Widerspruch zu sein scheint, erkläre ich auch. Ich will nicht nur diese schier bedingungslose Lust aufs Leben zelebrieren, sondern auch die Enttäuschungen, die damit einhergehen, weil sie dazugehören, mich aber nicht zerstören. So viel Macht will ich ihnen nicht geben. Ganz im Gegenteil: Ich will die Liebe, den Sex, die Romanze, den Erfolg, die Selbstbestimmtheit, das Geld, die Sorglosigkeit, die Karriere, das Outfit, die Gesundheit, den Fame, die Geschenke. Ich will mich nicht dafür schämen müssen – weder dafür, dass ich über meine Grenzen gehe, um manches davon zu bekommen, noch dafür, dass ich manches davon bekomme und es mich glücklich macht. *Pleasure* ist ein Manifest für den Glamour, eine Lanze für das Rumliegen, die Völlerei, den Kitsch. Warum wir alle dieses Manifest benötigen? Die ausführliche Antwort hat mit Luxus und Klasse zu tun, und für die brauche ich exakt 317 Seiten und keine einzige weniger.

Um *Pleasure* auf die Spur zu kommen, ziehe ich das Konzept des Luxus heran, denn Luxus ist wie ein exklusives Versprechen, eine sinnliche Verheißung, eine pompöse Einladung, eine fantastische Sehnsucht. Die Sahnetorte, der Cocktail, der Pool, der Liegestuhl im Garten, der strass-besetzte Bikini. Luxus ist vage, Luxus ist moralisch, und was wenige wissen: Will man das ausschweifende Leben beschreiben, braucht man ausschließlich drei Alltagskategorien, Klei-